

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1899)
Heft: 1

Artikel: Skizzen aus Brasilien
Autor: Schwegler, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Skizzen aus Brasilien.

Vortrag von J. Schwegler.



Im Jahre 1890 schilderte ich Ihnen eine Reise, die mich von Rom über Tunis nach Algier und von da in die Oasen der Wüste Sahara führte. Heute ersuche ich Sie, mir nach dem entlegenen Brasilien zu folgen, wo ich schon 4¹/₂ Jahre zugebracht und sozusagen eine zweite Heimat gefunden habe.

Ich bin zwar keineswegs in der Lage, Ihnen Schilderungen aus vielen Teilen der grossen südamerikanischen Republik zu entwerfen, die sich vom 4^o nördlicher bis 34^o südlicher Breite und über fast 40 Längengrade erstreckt. Dieselben beschränken sich vielmehr auf ein ganz kleines Stück, welches ich während meines dortigen Aufenthalts gründlich kennen lernte, nämlich den Staat São Paulo und von diesem wiederum besonders den Süden, Westen und Nordwesten. Besonders der Nordwesten des Staates São Paulo ist noch ziemlich unbekannt, es ist meines Wissens noch kein Forscher in die unwirtlichen Wälder jener Zone eingedrungen, so dass sie wissenschaftlich noch eine terra incognita und auch auf allen Karten noch als solche verzeichnet ist. — Auf mehrmaligen Reisen habe ich einen grossen Teil jener Gegend die Kreuz und Quer durchritten und im Oktober vorigen Jahres gelangte ich, teils im Sattel, teils in einem indianischen Kanoe den Tiétéfluss befahrend, bis zu den gewaltigen Wasserfällen von Avanhandava, etwa 400 Kilometer nordwestlich von der Ortschaft Pederneiras-Jahú. Wenn ich mich nicht täusche, so bin ich der erste Europäer, dem es gegönnt war, die grossartigen Katarakte von Avanhandava zu bewundern.

Es liegt nun nicht in meiner Absicht, Ihnen von diesen manchmal etwas abenteuerlichen Fahrten zu erzählen oder über die gesammelten Beobachtungen zu berichten, sondern ich bezwecke heute, Sie mit dem bereits der Kultur erschlossenen Gebiete des Staates, seinen Bewohnern, deren Erwerbsfähigkeiten und den allgemeinen Verhältnissen bekannt zu machen.

Besteigen wir in Bordeaux einen der prachtvoll eingerichteten Oceandampfer, wie sie die französische Compagnie des Messageries

maritimes zweimal monatlich nach Rio de Janeiro, Montevideo und Buenos-Ayres abgehen lässt. Wir berühren nach zweitägiger Fahrt die Hauptstadt Portugals, Lissabon, machen später in Dakar, an der westafrikanischen Küste, den Negern unsere Anstandsvisite, passieren den Aequator und halten direkten Kurs auf Rio de Janeiro. Etwa am 18. Tage nach der Abfahrt von Bordeaux läuft unser Dampfer in den schönsten Hafen der Erde ein — wir ankern vor Rio de Janeiro. Keine Feder ist imstande, die überwältigende Pracht der Bay von Rio zu schildern. Von hohen, phantastisch gestalteten Bergen umsäumt, die vielerorts steil aus dem tiefblauen Meer aufsteigen, dehnt sich die Stadt malerisch über mehrere Hügel aus. Es ist kein kompaktes Häusermassiv, wie wir es an europäischen Hafenstädten gewöhnt sind, sondern ein weiter Garten, in dessen Mitte die eigentliche Stadt liegt, während sich elegante Vorstädte der Bucht entlang und bis weit in die Berge hinauf erstrecken. Ueberall ragen die buschigen Häupter der schlanken Königspalmen aus dem farbenprächtigen Bilde. Wer den Anblick dieser einzig schönen Stadt genoss, wird ihn sicher niemals vergessen. Leider schlägt der Eindruck um, sobald man in die innere Stadt kommt, welche mit ihrer malerischen Umgebung nicht übereinstimmt. Die Strassen sind eng und nicht sehr reinlich gehalten; die Häuser einförmig, ohne architektonischen Schmuck, die öffentlichen Gebäude kaum bemerkenswert. Erst ausserhalb der Stadt begegnet man schön gebauten modernen Privatwohnungen. Berühmt ist die Allee von Königspalmen im botanischen Garten. Als Handelsplatz ist Rio von Weltbedeutung; seine Einwohnerzahl übersteigt die halbe Million. Die Bevölkerung besteht aus 24⁰/₀ Negern, 48⁰/₀ Weissen, 28⁰/₀ Mulatten und Indianermischlingen.

Von Rio Janeiro, dem Sitze der Bundesregierung, führen mehrere Bahnen nach dem Innern des Landes; die wichtigste verbindet es mit São Paulo, der Hauptstadt des gleichnamigen Staates, der mit Grund als der strebsamste und entwicklungsfähigste unter den 21 Staaten der Union gilt. — In 12stündiger Fahrt erreicht man São Paulo, wem es aber zu riskiert scheint, diese mit echt brasilianischem Schlendrian betriebene Staatsbahn zu benützen, der thut besser, den Seeweg über Santos einzuschlagen. Die Unfälle auf der genannten Strecke sind so häufig, dass wir Deutsche sie in São Paulo anstatt »Nordbahn«, wie sie tatsächlich heisst, scherzweise »Mordbahn« nennen. Es kann da vorkommen, dass der Lokomotive plötzlich der Atem, resp. dem Maschinisten der Brennstoff ausgeht und dass sich dann Zugpersonal und Passagiere aufmachen, um vom nächsten Wald

Holz herbeizuschleppen. Verspätungen von 4—8 Stunden gehören keineswegs zu den Seltenheiten; aber schliesslich gewöhnt man sich an solche und andere Dinge.

Nach 14stündiger Seefahrt landet man im fieberberüchtigten Santos, das ähnlich wie Rio an einer romantischen inselreichen Bucht liegt. Santos ist als Verladeplatz des Kaffees weltbekannt. Der Handel liegt fast ausschliesslich in Händen deutscher, englischer und portugiesischer Kaufleute. Die Stadt zählt ca. 15,000 Einwohner, darunter vielleicht 200 Deutsche und auch mehrere Schweizer, die trotz der beständigen Fiebergefahr recht gern in Santos sind.

Vortrefflich betrieben ist die Bahn Santos-São Paulo, welche einer englischen Gesellschaft gehört und in den fünfziger Jahren erstellt wurde. Bis zum Fuss des steilen Küstengebirges durchquert die Eisenbahn sumpfiges Gebiet, wo ausgedehnte Bananenpflanzungen angelegt sind. Bei der Station Raiz da Serra beginnt die Drahtseilbahn. Die Uebersteigung des steilen Küstengebirges geschieht mittelst feststehender Dampfmaschinen, welche die Wagen an Stahldrahtkabeln hinaufwinden. Es sind vier schiefe Ebenen, also auch vier Maschinenanlagen. Die Steigung beträgt 1 : 9,75, also gut 10⁰%, die zu bewältigende Höhe 680 m. Das Küstengebirge ist bis auf die Spitzen mit dichtem Wald bedeckt. Die öftern und langanhaltenden Regen machen das Anlegen von Pflanzungen in den Tälern der Serra unmöglich, so dass dort keinerlei Ansiedelungen zu finden sind.

Die Fahrt von Santos nach São Paulo dauert 3¹/₂ Stunden. Die Distanz beträgt 79 Kilometer, während Rio de Janeiro 500 Kilometer von São Paulo entfernt liegt. Die Lage der Stadt São Paulo hat wenig malerisches, doch ist sie nach Rio die schönste Stadt in Brasilien. Wie keine andere hat sie ihre Einwohnerzahl im Laufe der letzten 10 Jahre mehr als verdreifacht und bedeutende Bauten und Institute sind in kurzer Zeit und trotz ungünstiger Geldverhältnisse ins Leben gerufen worden. Dank der Anlage grossartiger Wasserleitungen, rationaler Kloakenetze, überhaupt zweckentsprechender, hygieinischer Einrichtungen, hat sich São Paulo seinen Ruf als gesundeste Stadt Brasiliens zu erhalten gewusst. Das schreckliche gelbe Fieber, welches am Littoral und im Innern des Staates manchmal sehr heftig auftritt, hat in São Paulo noch nie Fuss fassen können. Dies erklärt auch teilweise das rasche, noch fortwährend andauernde Aufblühen dieses Handelszentrums. Als ich vor fünf Jahren dorthin kam, zählte die Stadt ca. 150,000 Einwohner, heute schätzt man sie auf 225,000. Ein Drittel der Bevölkerung besteht aus eingewanderten

Italienern, die namentlich den Kleinhandel und das Kleingewerbe sozusagen monopolisieren. Fast alle Hausierer, Zeitungsverkäufer, Gemüsehändler, Stiefelputzer, Pferdebahnbeamte, Erdarbeiter, Strassenkehrer, Ausläufer, Fuhrleute etc. sind Italiener. Gewisse Stadtteile sind fast ausschliesslich von solchen bewohnt und sehen auch punkto Sauberkeit echt italienisch aus. — Der Italiener ist im allgemeinen kein zweckmässiger Kulturpionier, er führt das anspruchsloseste Leben und kehrt gewöhnlich nach einigen Jahren mit den abgedarbtten Ersparnissen in seine Heimat zurück, während es sehr im Interesse Brasiliens läge, dass sich die Einwanderer dauernd festsetzten und an der Fortentwicklung des Landes Anteil nähmen. — São Paulo ist eine kosmopolitische Stadt im wahren Sinne des Wortes, kaum $\frac{1}{4}$ der Einwohner sind geborene Brasilianer. Unter den Fremden nehmen die Deutschen der Zahl nach den dritten, der Wichtigkeit nach aber den ersten Rang ein. Ihnen gehören die ersten Geschäftshäuser. Man nimmt an, dass in Brasilien in Gewerbe und in Landbesitz angelegte deutsche Kapital betrage nicht unter 600 Millionen Mark, wovon ein guter Teil auf den Staat São Paulo entfällt. Engländer, Franzosen, Schweden, Dänen, Schweizer sind weniger zahlreich; die schweizerische Kolonie mag in São Paulo 200 Seelen zählen. Einen bösen Zuwachs erhielt der Fremdenbestand während und nach den armenischen Verfolgungen durch armenische Flüchtlinge, die zur wahren Landplage wurden. Arbeitsscheu, verschlagen und unehrlich im Handel, ist diesen Levantinern kein Geschäft, kein Unternehmen zu schmutzig und zu roh.

Lange Jahre schmachtete auch der Handel Brasiliens in der harten Fessel des Mutterlandes Portugal, welches den Verkehr dahin vollständig monopolisierte. Infolge dieser wirtschaftlichen Bedrückung entwickelte sich das tyrannisierte Land erst sehr spät und man kann sagen, dass wir auch heute noch erst am Anfang der Entwicklungsphase stehen. Leider steht man in Brasilien auf gespanntem Fuss mit der Statistik, so dass genaue Angaben über die Handelsbewegung nicht erhältlich sind. Im Jahre 1894 betrug der Wert der ausgeführten Waren aus ganz Brasilien 602 Millionen Milreis (1 Milreis ist ca. 1 Fr.) An dieser Summe ist gerade der Staat São Paulo mit 218 Millionen beteiligt, während Rio de Janeiro nur mit 91 Millionen figurirt. Ueber die Einfuhr europäischer Erzeugnisse fehlen zuverlässige Daten. Sicher ist, dass England und Deutschland sich verzweifelt um den geschäftlichen Vorrang bemühen, doch nimmt England mit 102 Millionen Export noch immer die erste Stelle ein.

Deutschland bezog aus Brasilien im Jahre 1896 für 90 Millionen Mark und lieferte nach Brasilien für 34 Millionen. Weil die einheimischen Industrien infolge ungünstiger Verhältnisse nicht mit den billigen Preisen europäischer Fabriken zu konkurrieren imstande sind, wird alles, was der Mensch bedarf, eben eingeführt. In Rio de Janeiro sind zwar zwei oder drei Spinn- und Webereien, in São Paulo eine Sack- und Wollweberei, Maschinen- und Schuhfabriken (und natürlich einige Bierbrauereien) und im Innern des Staates eine einzige Weberei, die alle gut prosperieren, aber natürlich für den grossen Gesamtkonsum kaum in Betracht kommen. So kamen nur von Deutschland allein anno 1896 für vier Millionen unbedrucktes Baumwolltuch. Auch für die Schweiz ist Brasilien als Absatzgebiet von grösster Wichtigkeit und es wäre an der Zeit, dass unsere Industrie sich mehr darum bekümmerte, als es bisher der Fall war. Meistens kommt der schweizerische Fabrikant nicht zum Geschäftsabschluss, weil er zu schroffe Zahlungsbedingungen stellt. Die Engländer haben eben den brasilianischen Käufer durch äusserst loyale Verkaufsbedingungen verwöhnt; sie gewähren meistens 6—12 Monate Ziel nach Verschiffung, ohne Garantiedeckung für den Wert zu verlangen. Hier würde man vor solchen Konditionen zurückschrecken, aber Engländer und Deutsche thun es nicht, sie machen das Geschäft und halten sich über die finanzielle Lage ihrer Abnehmer aufs genaueste informiert. Filialen ausländischer Bankinstitute vermitteln und unterstützen den Aussenhandel, da den inländischen Banken mit brasilianischer Verwaltung wenig Zutrauen geschenkt wird. In São Paulo sind die Brasilianische Bank für Deutschland, die London- und Brazilian-Bank, die Banque française du Brésil als erste Bankinstitute zu nennen.

Ein ebenso langwieriges wie unerfreuliches Thema würde es sein, wollte ich versuchen, eingehend über den Wertkurs der brasilianischen Münze zu sprechen oder Gründe für die unerhörte Entwertung derselben aufzuführen. Gesagt sei nur, dass der Wert des brasilianischen Milreis im Jahre 1889 noch Fr. 2.50 betrug, während man heute nur noch etwa 80 Cts. dafür bekommt. Schwere politische Wirren, finanzielle Dummheiten im Staatshaushalt, planlose Papiergeld-Emissionen, überhaupt die Verirrungen, wie sie die Aufhebung der Sklaverei, der Sturz des Kaisertums, und im Jahre 1889 die Gründung der autonomen Republik im Gefolge hatten, schwächten die Finanzen, erschütterten das Zutrauen der europäischen Handelsmächte und entwerteten folgerichtig die staatlichen Wertpapiere.

Seither leidet das arme Land an chronischer Misswirtschaft. Betrachten wir die Geschäftsführung der Bundesverwaltung und konstatieren wir die traurige Tatsache, dass dieselbe innert 10 Jahren 300 Millionen Milreis mehr verausgabte, als sie einnahm. Dieses unverantwortliche Defizit wurde durch innere und äussere Anlehen gedeckt, die dem Bund und den Staaten erdrückende Zinslasten aufbürden.

Die Gesetze lassen dem Buchstaben nach nichts zu wünschen übrig, sie sind in jeder Beziehung durchaus einer vollständig demokratischen Republik würdig; wenn nur die Handhabung nicht gar so flau und unzuverlässig wäre. Aeusserst schlaffe Rechtspflege, mangelhafte Disciplin unter den Beamten und die gröblichsten Verletzungen der schönen Gesetzesparagraphen seitens der Exekutivbehörden stehen im Einklange mit der Missachtung von Gesetz und Recht, welche dem Brasilianer eigen sind. Im Grossen und Ganzen ist der Brasilianer gutmütiger Natur, leicht erregbar, namentlich in politischen Dingen, und ungeheuer stolz auf sein schönes Brasilien. Die Sklaverei hat sehr ungünstig auf die sittliche Entwicklung des brasilianischen Volkes eingewirkt, indem durch sie eine durchaus falsche Ansicht über das Arbeiten Platz griff. Der Freigeborene sah mit tiefer Geringschätzung auf den Arbeitenden, den Sklaven, herab und dieser Eckel vor jeglicher Arbeit wurde mit der Zeit so zur zweiten Natur, dass heute die Arbeitsscheu zum unausrottbaren Laster geworden ist. Begüterte Söhne trachten deshalb darnach, ein öffentliches Amt oder eine einflussreiche Stellung zu erlangen, um recht mühelos zu Reichtum zu gelangen. Kenntnisse sind hiezu nebensächlich, von durchschlagender Wichtigkeit dagegen die phrasenvollen Empfehlungsschreiben hochgestellter Persönlichkeiten. — Rühmenswert ist die Höflichkeit, mit der der Brasilianer Leute aller Stände und Länder behandelt, ferner die fast unbeschränkte Gastfreundschaft, die besonders auf dem Lande geübt wird, dann seine Gutherzigkeit, sein Wohltätigkeitssinn, die er in reichem Masse bekundet. Pietätvoll gegen Kranke, Arme und besonders auch sehr respektvoll gegen das Alter zu sein, ist ihm eine Pflicht, die er nie verletzt, überhaupt ist dem Brasilianer ein höfliches Benehmen geradezu angeboren, um das mancher Europäer den ärmsten Waldbewohner beneiden könnte. Daneben besitzt das brasilianische Volk ein ungemein schnelles Fassungsvermögen und viel Begabung: Eigenschaften, die leider bei ungenügender Schulung zur Oberflächlichkeit führen. In der Kleidung sind beide Geschlechter sehr wählerisch. Es gehört zum guten Ton,

in elegantem Anzug an den belebtesten Strassenecken herumzustehen und die vorüberhastenden Geschäftsleute, meistens Ausländer, zu betrachten. Zu Hause begnügt man sich in brasilianischen Familien mit fast dürftiger Toilette. Die Brasilianerinnen sitzen fast den ganzen Tag im Negligé am Fenster, erst am Nachmittag wird feine Ausgangstoilette gemacht und per Wagen oder Pferdebahn nach dem Stadtzentrum gefahren, um kleinere Einkäufe zu besorgen. Arbeiten ist den schönen brasilianischen Frauen ein unbekannter Begriff.

Die vorherrschende Religion ist die römisch-katholische, doch gewährleistet das Gesetz vollständige Religionsfreiheit. Der Einfluss, den früher die Geistlichkeit auf die Bevölkerung ausübte, hat sie gänzlich verloren und man beobachtet heute eher, dass eine freigeistige Tendenz um sich greift. — An den prunkvollen Kirchenfesten beteiligen sich fast nur Frauen aus den untern Volksschichten, Mulatten und Neger beiderlei Geschlechts, die diese äussere Prachtentfaltung mit kindlicher Einfalt verehren; während ein schaulustiges Publikum eigentlich teilnamslos dem jahrmarktähnlichen Treiben zusieht.

Vom Staate subventionierte Schulen gibt es im ganzen Lande — ich spreche da vom Staat São Paulo — dagegen besteht keinerlei Schulzwang.

Jeder brasilianische Bürger ist militärpflichtig, doch versehen in Friedenszeiten angeworbene Freiwilligentruppen den Garnisons- und teilweise Polizeidienst. Moral ist diesen zusammengewürfelten Söldnertruppen völlig fremd; ihre rohen Ausschreitungen gehören zu den täglichen Ereignissen.

Besonderes Lob verdient die Paulistaner Feuerwehr, deren Organisation mustergültig ist. Es sind auch in den Aussenquartieren Posten eingerichtet, wo stets einige Dampfspritzen und Hilfsmaterial zu augenblicklichem Gebrauch bereit stehen. Ich habe diese flotte Truppe mehrmals bei der Ausübung ihrer Arbeit gesehen und mich über die Schneidigkeit derselben gewundert.

Im Innern des Staates herrschen naturgemäss ähnliche, jedoch wesentlich freiere Zustände. Jeder Plantagenbesitzer ist auf seiner Pflanzung Alleinherrscher wie zur Zeit der Sklaverei. Bei Zwistigkeiten unter seinem Personal spielt er die Rolle des Vermittlers und Richters und lässt sich von den Behörden nicht leicht etwas einreden; er fühlt sich als feudaler Herr auf seinem Besitz. Die Plantagen liegen meistens in ziemlicher Entfernung von den Bahnstationen, doch werden überall Reittiere an den Stationen bereit gehalten und

vermietet. Im Nordwesten des Staates, wo der Kaffee in besonderer Güte gedeiht, fährt man dagegen stundenlang mitten durch die Pflanzungen.

Würde Brasilien auch nur einigermaßen anständig verwaltet, so wäre es unmöglich, dass gerade seine bedeutendsten Reichtümer brach liegen blieben, wie dies wirklich der Fall ist. Eine umsichtige Regierung würde längst Mittel und Wege gefunden haben, dem Lande eine stete Einwanderung agrarischer Elemente zu sichern, die ihm zu einer arbeitsamen, tatkräftigen Bevölkerung verhelfen würden und zwar ohne die Finanzen der Einzelstaaten oder des Bundes so schwer zu belasten, wie dies jetzt durch die massenhafte Einführung italienischer Arbeiter geschieht.

Wenn schon der Handel als vermittelndes Glied unentbehrlich und die Entfaltung einiger Industrien von grösster Wichtigkeit ist, so liegt doch in der Landwirtschaft die goldene Zukunft des Landes, welchem seine Bodenbeschaffenheit, seine hydrographischen und klimatischen Verhältnisse vielleicht den ersten Rang unter den ackerbautreibenden Ländern der Erde anweisen. Es wird nur eine Frage der Zeit sein, diese Behauptung bestätigt zu sehen. Ohne Zweifel werden im industriebefissenen Europa wieder Zeiten kommen, wo die Arbeit spärlicher, der Verdienst in weiten Volksschichten knapper wird, wo die Macht ungünstiger Verhältnisse viele zwingt, die Heimat zu verlassen, um sich in weiter Ferne eine Existenz zu schaffen. Dann wird Brasilien diesen Europamüden eine zweite Heimat bieten, wo sie den Grundstock bilden werden zu einer fleissigeren, moralisch und physisch gesunden Bevölkerung; dann wird Brasilien erst aus seiner Jahrhunderte langen Abgeschlossenheit hervortreten.

Ueber die Ertragsfähigkeit des Bodens kann ich Ihnen folgende tatsächliche Beispiele anführen:

Nimmt man in Europa den gewöhnlichen Ertrag des Weizens und Roggens als z. B. einen 20fachen an, so steigt er in den Südstaaten auf das 40—70fache. Beim Anbau des Mais, der bekanntlich sehr guten Boden verlangt, zeigt sich die Ertragsfähigkeit in ihrem ganzen Umfang. In der Gegend, wo der Vortragende seine Pflanzung hat, rechnet man in guten Jahren auf eine 300—400fache Ernte. Für Reis sind Klima und Boden in den Flussniederungen besonders günstig, die Saat wird vielerorts bis 800mal eingeheimst. Der Reisbau ist denn auch seit einigen Jahren sehr stark vorgeschritten und wird zu einem Haupterzeugnis werden.

Die Nordstaaten der brasilianischen Union bauen namentlich Kakao, Zuckerrohr, Kautschuk, Tabak und Baumwolle; die Südstaaten ebenfalls Zucker, Mais, Tabak, Cerealien; in den Mittelküstenstaaten Espirito Santo, Rio de Janeiro, São Paulo, und teilweise in dem sonst Viehzucht treibenden Staat Minas Geraes ist der Kaffeebau zu Hause. In den Innenstaaten ist die Heimat fast aller tropischen Anbaugewächse, der Kakao kommt dort wild vor, der Kaffeestrauch wächst üppiger als sonstwo, der Tabak aus Goyaz hat den Vorrang vor allen andern Brasiltabaken. An rationelle Ausbeutung dieser Naturreichtümer ist jedoch der ungenügenden Verkehrswege wegen einstweilen nicht zu denken. Von kapitälem volkswirtschaftlichem Wert ist der Kaffeebau im Staat São Paulo und ich glaube deshalb, dass es Sie interessieren könnte, über die Produktion dieses fast in aller Welt heimisch gewordenen Genussmittels näheres zu hören.

Um Ihnen einen Begriff zu geben von der rapiden Zunahme und der heutigen Ausdehnung der Kaffeepflanzungen und der wirtschaftlichen Wichtigkeit dieses Produktes, dienen Ihnen folgende Angaben:

Es wurden über Santos exportiert:

Ernte 1883/84:	2 Millionen Säcke im Werte von	50 ¹ / ₂ Millionen Milreis					
» 1897/98:	6	»	»	»	»	330	»
» 1898/99:	8	»	»	»	»	400	»

Jeder Sack wiegt 60 Kilo. Wir erhalten also die fast fabelhaft klingende Summe von 480 Millionen Kilo oder 48,000 Eisenbahnwagenladungen. — Wenn man in Betracht zieht, dass Brasilien etwa $\frac{4}{5}$ der Gesamt-Kaffeeproduktion auf der ganzen Erde erzeugt und dass doch verhältnismässig wenig Santos-Kaffee als solcher konsumiert wird, so kommt man notwendigerweise zum Schlusse, dass ganz ungeheure Mengen Santos-Kaffee, sei es gefärbt oder roh, zum Verschnitte mit teureren Kaffeearten aus andern Ländern, Java, Sumatra etc. verwendet werden. Oft genügt sogar der einfache Namens-austausch, um den Ursprung zu ändern, denn es ist manchmal auch dem geübtesten Kenner nicht möglich, die Verwechslung zu konstatieren, ohne den Kaffee auf seinen Geschmack zu prüfen.

Der Kaffeebau ist in São Paulo so sehr verbreitet, dass, wenn man von Landwirtschaft spricht, man in erster Linie diesen meint. Was das Getreide für Ungarn, der Wein für Italien, die Kohle für England sind, das bedeutet der Kaffee als erste Reichthumsquelle für Brasilien. Erfährt nun diese Haupteinnahmequelle einen Wertverlust, so leidet die nationale Oekonomie direkt darunter. Die Einnahmen

des Volkes, ergo diejenigen des Staates, nehmen ab, es erscheinen allgemeine finanzielle Schwierigkeiten — die Krise ist da. Ich kann Ihnen mit Zahlen belegen, in welcher Weise die Kaffeepreise in den letzten Jahren gesunken sind:

1893	wertete	der	Kaffee	in	Santos	Rs.	1,477	per	Kilo
1894	»	»	»	»	»	»	1,389	»	»
1895	»	»	»	»	»	»	1,426	»	»
1896	»	»	»	»	»	»	1,098	»	»
1897	»	»	»	»	»	»	0,911	»	»
1898	»	»	»	»	»	»	0,780	»	»

Die Hauptschuld an diesem succesiven Wertverlust fällt auf die Regierung, die weder Kraft noch Ausdauer genug hat, um mit durchgreifenden Massregeln den Kaffeepflanzern aus der aktuellen Notlage zu helfen, obschon dies keineswegs so schwierig wäre, da der Grund vorab in einer mit bodenloser Anmassung, namentlich nordamerikanischerseits, gehändhabten Spekulation zu suchen ist, welche die finanzielle Notlage der Kaffeepflanzer ausnützt. Könnte die Regierung den Kaffee-Export monopolisieren, ähnlich wie es in Holland der Fall ist, so dass eine staatliche Exportbank den Kaffee übernehmen und den Pflanzern Vorschüsse auf ihre Sendungen gewähren würde, so wäre dadurch dem Pflanzler wie dem Staat gedient. Leider ist ein solches Unternehmen bei den brasilianischen Verhältnissen schwer ausführbar.

Dass die Gründung einer Plantage im Urwaldgebiete ihre besondern Schwierigkeiten hat, ist einleuchtend; denn für das spätere Gedeihen derselben sind verschiedene örtliche Verhältnisse massgebend. Nicht überall können Kaffeepflanzungen mit Vorteil angelegt werden. Der Kaffeestrauch verlangt absolut frostfreien, der Sonne allseitig zugänglichen Standort. Nachdem eine günstige Lage gefunden ist, wird der Urwald geschlagen und zwar werden die Bäume nicht dicht über der Wurzel, sondern etwa in Brusthöhe durchgehackt, um bequemer arbeiten zu können. Wenn dann das dichte Gewirr gefällter Bäume und Schlingpflanzen trocken ist, also etwa nach drei Monaten, wird das Ganze in Brand gesteckt. Es ist ein schaurig grossartiges Schauspiel, wenn zur Nachtzeit die riesige Feuermasse weithin den Himmel rötet. Nur bei Windstille kann dieses gefährliche Geschäft ausgeführt werden. Bläst aber plötzlich der Wind in die Glut, so verbreiten die dichten Garben aufwirbelnder Funken und Blätter weithin Gefahr und Schrecken. Einige Tage, nachdem einer meiner Nachbarn etwa 150 Hektar in Brand gesteckt

hatte, brannten weit und breit die Wälder. Wie dichter Nebel lag die Rauchwolke etwa zwei Wochen lang über Berg und Tal und ich selbst konnte unsern Besitz nur mit grösster Anstrengung vor den Flammen schützen. Ein Gewitterregen erst gebietet dem zerstörenden Element Einhalt.

Die Kaffeepflänzlinge werden entweder in Baumschulen gezogen und nach zwei Jahren in die Pflanzung versetzt oder direkt an ihrem Bestimmungsort aufgezogen. Der Abstand zwischen den Pflanzen soll $3\frac{1}{2}$ —4 m betragen. Im dritten Jahre werden dieselben ertragsfähig und haben dann eine Höhe von ca. 3 m erreicht; man rechnet, dass jeder Strauch unter günstigen Bedingungen 1—1 $\frac{1}{2}$ Kilo, in besonders guten Jahren aber bis 4 Kilo reinen Kaffee liefert. Eine schön geradlinig angelegte Pflanzung bietet einen prachtvollen Anblick, besonders im Oktober oder November, wenn die dunkelbelaubten pyramidenförmigen Bäumchen mit weissen Blüten übersät sind, die ihren starken Duft ausatmen. Die Kaffeoblüte riecht ähnlich wie die Hyacinthe. Ebenso hübsch sieht das Kaffeefeld vor der Erntezeit aus, die im Juni beginnt, wenn die Kirschen, welche das geschätzte Korn enthalten, im schönsten Rot mit den schwarzgrünen glänzenden Blättern kontrastieren.

Bis zur Ernte gibt es im Kaffeeberg nicht sehr viel zu thun, die Hauptarbeit ist das sorgfältige Reinhalten von Unkraut. Jetzt aber wimmelt es von Arbeitern aller Farben, die die Frucht in Körbe sammeln. Die Frucht wird auf geeigneten Plätzen in der Nähe des Wohnhauses zum Trocknen ausgebreitet und dann täglich mehrmals umgewendet und nachts in Maden zusammengescheuert. Nach drei Wochen kann die nunmehr trockene Frucht auf die Schälmaschine gebracht werden, wo ein ziemlich komplizierter Mechanismus die äussere Schale abquetscht, die Bohne von der ihr anhaftenden silbergrauen Haut reinigt, dann die Bohnen nach ihrer Form und Grösse sortiert und schliesslich in Säcke à 60 Kilo abfüllt. — Der Transport nach der Eisenbahnstation geschieht vermittelst schwerfälliger Ochsenkarren, die meist mit 10—16 Tieren bespannt sind, oder durch Maultiertrupps, sogenannte tropas. In Santos wird der Kaffee aufgestapelt und an die Exporteure verkauft, die ihn ihrerseits wieder an europäische Grosskaufhäuser weiter verhandeln.

Zucker wird überall im Staat, aber in geringer Ausdehnung kultiviert. Zur Zeit der Reife im März werden die ca. 4 m hohen, bambusartigen Stengel geschnitten und auf die Quetschmühle gebracht. Der reichlich fliessende Saft wird entweder durch Kochen

verdichtet und zu Zucker verarbeitet oder es wird daraus ein leichter Branntwein destilliert, der überall in Brasilien, namentlich auf dem Lande, Wein und Bier ersetzen muss. Eine Hektar Zuckerrohr liefert einen Ertrag von 4000 Kilo Rohzucker oder 3000 Liter Branntwein.

Der Reis kann auch auf trocken liegenden Grundstücken mit Vorteil angebaut werden, vorausgesehen, dass es ihm an der nötigen Regenmenge nicht fehle; er ist schmackhafter und auch teurer als die indischen und karolinischen Reissorten.

Zur Verrichtung jeglicher Arbeiten auf den Pflanzungen dienten früher die Negerklaven. Da jedoch die Sklaverei durch das Gesetz vom 13. Mai 1888 plötzlich aufgehoben wurde, so musste unter allen Umständen für Ersatz gesorgt werden; denn viele Negerfamilien erwarben sich kleine Grundstücke oder zogen nach den Städten, um fern von der bösen Peitsche ein möglichst arbeitsloses Dasein zu fristen. So gerecht diese plötzliche Aufhebung der Sklaverei, vom humanitären Standpunkt aufgefasst, auch gewesen sein mag, so war sie doch unüberlegt und überstürzt. Und jetzt, nachdem das ganze Negervolk seine goldene Freiheit recht unvernünftig benützte, fehlten den Pflanzern die Arbeitshände. Wie bekannt ist, hat Kaiser Dom Pedro II. das voreilige Stückchen mit dem Throne bezahlt. Seine Tochter Isabella, welcher er in seiner Abwesenheit die Amtsgewalt übergeben hatte, dekretierte nämlich das Befreiungsgesetz ohne des Kaisers Wissen. Er wurde im Jahre 1889 seiner Kaiserwürde enthoben und samt seiner Familie ausser Landes verbannt, wo er 1 $\frac{1}{2}$ Jahre später starb.

Im ganzen waren die Sklavenverhältnisse nicht so schlimm, wie wir sie aus übertriebenen Schriften kennen, obschon natürlich in einzelnen Fällen in der That die schändlichsten Uebergriffe seitens der Pflanzler und der Aufseher vorkamen. Aber es lag ja im eigenen Interesse des Pflanzers, seine Sklaven, die ihn schweres Geld gekostet hatten, so gut als möglich zu verpflegen, damit sie ihm recht lange ein Maximum von Arbeit zu leisten imstande blieben.

Auf Disciplinarvergehen lagen besonders schwere Strafen, die im Block oder in Ketten oder mit der Peitsche abgethan wurden.

Schon bald nach Abschaffung der Sklaverei stieg die Einwanderung, die bis daher nur gering geblieben war, weil die freien Einwanderer nicht mit der viel billigeren Sklavenarbeit konkurrieren konnten. Heute kann man sagen, dass im Staate São Paulo die Italiener die Sklaven ersetzen, indem der weitaus grösste Teil aller Plantagenarbeiter aus solchen besteht. Allerdings hat die Einfuhr dieser Ersatz-

kräfte den Staat grosse Summen gekostet. Brasilien d. h. die Einzelstaaten aus eigenen Mitteln und mit Hülfe einer Bundessubvention bezahlen jedem *Landarbeiter* die Ueberfahrt vom europäischen Hafensplatz bis auf die Plantage, wo er arbeiten will. Für diese Auslage waren im Jahre 1897 Rs. 2,500,000 budgetiert.

Ueber die Art und Weise wie diese Einfuhr geschieht, sind meines Wissens noch nie klare Nachrichten verbreitet worden; sie erinnert in mancher Beziehung an vergangene Zeiten, wo von Afrika die schwarzen Menschen als Handelsware massenweise ins Land kamen. Von Zeit zu Zeit eröffnet die Regierung Konkurrenz über die Beschaffung von z. B. 20,000 europäischen Einwanderern und bedingt beispielweise die Zusammensetzung derselben mit 60% lateinische Race, 20% Germanen, 20% Russen, Angelsachsen und Slaven. Eine Anzahl Agenten, meistens Italiener, reichen Offerten ein und meistens bekommt der billigste oder der best protegierte, niemals der gewissenhafteste den Auftrag, wie das bei Submissionen so Brauch ist. Er verpflichtet sich also in der und der Zeit, sagen wir drei Jahre, 20,000 Einwanderer in Santos einzuliefern. In welcher Weise das Werbegeschäft in Europa betrieben wird, entzieht sich meiner Beurteilung, es scheint sich auch fast ausschliesslich auf die lateinischen Staaten, russisch Polen und neuerdings Armenien zu beschränken, da sich die Regierungen der mittel- und nordeuropäischen Staaten gegen diese moderne Sklavenfängerei gesetzlich schützten. Erfreulicherweise ist zu konstatieren, dass von den 20% Germanen kaum 20% realisierbar sind und der Ausfall durch weitere Lateiner ersetzt wird.

Auf den Dampfern werden die Leute ausreichend gepflegt, aber doch als Ware behandelt und es gehört besonderes Interesse dazu, in die kasemattenähnlichen Räume eines solchen Transportschiffes hinunter zu steigen. Jedes Schiff bringt 400—1500 Seelen. Schon in Santos müssen strenge Massregeln getroffen werden, damit die Leute nicht desertieren, um auf eigene Faust Arbeit zu suchen. Kolonnenweise gelangen sie zum Bahnhof. Jeder trägt seine wenigen Habseligkeiten in bunte Tücher eingewickelt, die Männer meistens das ärmliche Bettzeug mit Stricken zusammengebunden auf dem Kopfe. Einige gaffen staunend die hohen Palmen und das fremdländische Treiben an. Viele sind teilnahmslos, allen steht der Stempel des Elendes auf den blassen Gesichtern. Welches Mass von Jammer muss diese Aermsten schliesslich zur Auswanderung unter solchen Verhältnissen getrieben haben!

Weil das Rollmaterial für solche Massentransporte nicht ausreicht, verwendet die englische Bahngesellschaft für den Transport von Santos nach São Paulo Güterwagen. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, den Massenverladungen in Santos beizuwohnen. Nachdem so viele Leute in den Wagen gepfercht sind, als auf den improvisierten Bänken untergebracht werden können, wird die eine Rollltüre geschlossen, die andere mit einem Lattenverschlag ausbruchsicher vermachet. Ein Blechtopf mit Wasser wird noch in den Wagen geschoben und dann geht es hinauf durch die Serraschlucht dem Ziele entgegen. — In São Paulo finden die Neuangekommenen Unterkunft in der Einwanderer-Herberge. Dies ist ein kasernenähnliches Gebäude mit moderner Einrichtung zur Beherbergung einiger Tausende.

Hier sucht sich nun der Pflanze oder sein Agent die nötigen Leute aus, er feilscht und handelt mit den Familienvätern und schliesst dann den Vertrag mit ihnen ab. Der Kontrakt ist ein Arbeits-Mietvertrag; er verpflichtet den Arbeitenden für so und so viele Milreis per Jahr je 1000 Kaffeebäume zu pflegen. Der Pflanze überlässt dem Kaffeearbeiter, den man allgemein, aber eigentlich unrichtig, Kolonist nennt, vom ersten Tage an freie Wohnung, ein kleines Grundstück zum Gemüsebau und ein Stück Weidland. Lebensmittel liefert der Pflanze, ja er gibt sogar Barvorschüsse, wenn die Arbeiter einmal auf der Pflanzung in Thätigkeit sind, doch wird das dem Kolonisten sorgfältig angekreidet.

Rudelweise gelangen endlich diese Europamüden nach den Pflanzungen ins Innere.

Für die Pflege von 1000 Kaffeebäumen, die $1\frac{1}{4}$ Hektar Land einnehmen, bezahlt man den Kolonisten 80—120 Milreis, je nach der Gegend. Ein Kolonist kann 5—600 Bäume besorgen. Ferner bekommt er als Pflücklohn für je 50 Liter abgelieferte Früchte bis 800 Reis. Ausserdem hat er das Recht, zwischen den jungen Kaffeebäumen allerlei Lebensmittel, namentlich Mais und Bohnen, anzupflanzen, die sein ausschliessliches Eigentum sind. Die Italiener ersparen sich in der Regel ein hübsches Stück Geld, weil sie sehr anspruchslos zu leben verstehen. Unsere Landsleute würden aber unter den gleichen Umständen kein gedeihliches Fortkommen finden. Unsere Auswanderer wollen baldmöglich selbständige Grundbesitzer werden; sie wollen ihre eigene Scholle bearbeiten. — Um auch germanische Landarbeiter zur Einwanderung zu bewegen, gründete der Staat sogenannte Regierungskolonien, wo der Einwanderer für wenig Geld und auf Abzahlung ein Stück Land erwerben kann.

Ich habe mehrere solche Kolonien besucht und kenne andere vom Hörensagen, aber ich weiss noch keine, die es über ein klägliches Fiasko hinaus gebracht hätte. In aller Erinnerung steht das trübe Ende der Kolonie Funil, deren Schicksal die Tagespresse eingehend kommentierte. Mich wundert nur, dass es auch bei uns stetsfort noch Leute gibt, die sich unüberlegt und ohne sich um die Bemühungen unserer Behörden zu kümmern, auf diese Regierungskolonien anwerben lassen. Wer in Brasilien auf das Wohlwollen und die wohlfeilen Versprechungen der Regierung angewiesen ist, dem zolle ich mein aufrichtiges Beileid.

Damit sei nun aber absolut nicht gesagt, dass es eine Dummheit sei, überhaupt nach Brasilien auszuwandern, im Gegenteil findet der Landwirt gerade im Staate São Paulo und den Südstaaten sein Auskommen viel reichlicher, als es bei uns in der Schweiz bei den gedrückten Preisen und den misslichen Grundverhältnissen der Fall ist; nur muss der Einwanderer erstens nicht ganz ohne Mittel sein, zweitens Ausdauer, recht viel Ausdauer und rührige Hände besitzen, dann steht ihm und seiner Familie eine gute Zukunft bevor, so bald die Anfangsschwierigkeiten überwunden sind, was meistens bis zur zweiten Ernte der Fall ist. Ich kenne im Nordwesten des Staates São Paulo fast jede Hütte im Urwald und weiss, dass dort nicht nur die Nahrungssorge unbekannt ist, sondern dass alle Ansiedler, selbst die phlegmatischen Indianermischlinge, ihr reichliches Auskommen finden, und wer es versteht, rationell zu wirtschaften, kann in kurzen Jahren zu Wohlstand gelangen. Es haben sich in den brasilianischen Südstaaten Rio Grande do Sul, St. Catharina und Paraná, São Paulo und Minas Geraes über 200,000 Deutsche angesiedelt, deren blühende Kolonien die Zeugen deutscher Arbeitskraft sind!

Es ist im schönen Brasilien neben viel Licht auch viel Schatten und ich möchte niemandem raten, auf »Gut Glück« dorthin auszuwandern; wem aber die Heimat verleidet ist, wer durchaus über den Ocean will, der prüfe, ob ihm nicht vielleicht doch gerade Brasilien, d. h. die Südstaaten der brasilianischen Union, für seine Pläne passen könnte. Viel Mut, viel Ausdauer, eine robuste Natur, grosse Arbeitslust, müssen mitgenommen werden, zu Hause lasse er seine Ansprüche an geselliges Leben, viele seiner lieben Gewohnheiten und alle Illusionen!